

Die Spiritualität hinter der Klostergeschichte vom Namen Jesu und seiner Grossen und Kleinen Chronik

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Jahrbuch für Solothurnische Geschichte**

Band (Jahr): **82 (2009)**

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Spiritualität hinter der Klostergeschichte vom Namen Jesu und seiner Grossen und Kleinen Chronik

Von Sonja Viktoria Werner

Das Konzil von Trient erstrebte eine straffe Einbindung der Gläubigen und besonders der Nonnen in die kirchliche Neuordnung und Glaubensauffassung. Glauben heisst, alles für wahr halten, was die Kirche zu glauben vorstellt (Katechismus der deutsch-schweizer Bistümer bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil). Glaube ist so eine blosser Unterordnung unter die kirchliche Autorität (believe).

Die Herrschaft über den Geist wird gefördert durch Einbeziehung des Leiblichen, besonders durch die Klausurvorschriften, wie man sie in dieser Strenge bis dahin nie gekannt und gehandhabt hatte. Sie galten aber nur für die Nonnenklöster.

Als mehrjähriger Supervisorin über 15 schweizerische Kapuzinerinnenklöster fiel mir auf, dass jede Klostersgemeinschaft ihren mehr oder weniger stark ausgeprägten eignen Charakter hat. Ein Charakteristikum der Namen-Jesu-Gemeinschaft scheint mir, dass sie sich in den besonders vielen Bedrängnissen und Schwierigkeiten mit starkem Gottvertrauen nicht unterkriegen liess und sich immer wieder irgendwie durchschleusen konnte.

Weil ein einziger Schritt über die Klausurgrenze ohne Spezialbeichte und Busse ewige Verdammnis bedeutete, sorgten die ersten Schwestern für einen möglichst grossen Klausurbezirk, obwohl das finanzielle Konsequenzen hatte. Nach Klausurgesetz sollte auch niemand von aussen Einblick haben in den Klausurbezirk. Daraus entstand der sogenannte vom Staal-Streit wegen eines Neubaus an der Untern Steingrubenstrasse (Klosterarchiv: M 2)

An körperlichen Busswerken war der Gemeinschaft auferlegt:

1. Die Mette, ein ein- bis zweistündiges Gebet um Mitternacht. Deshalb schliefen die Schwestern in einem alten zerflickten Ordenskleid.
2. Jeden Freitag, in den beiden Fastenzeiten auch noch am Mittwoch, nach der Mette geisselten sich alle Schwestern im vollständig verdunkelten Refektorium. Sie beteten dazu auswendig laut die

Ps. *Miserere* und *De profundis* und die Vorbeterin ein an Jesu Geisselung erinnerndes und dafür dankendes Gebet. Den meisten Schwestern ging es nicht darum, ihrem Leib sexuelle und andere leibliche Gelüste auszutreiben, sondern sie gedachten dankbar und zerknirscht des Leidens Jesu.

Es ist bemerkenswert, dass sich mittelalterliches religiöses Brauchtum und Empfinden in einer streng klausurierten Klostersgemeinschaft – unter kirchlichem Druck – bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts erhalten konnte. Schliesslich stand dahinter, wie hinter manch anderer kirchlich beeinflussten Lebenseinstellung die Überzeugung gewisser antiker Philosophen, dass der Geist wesentlich mehr wert sei als die Materie, also der Leib. Darum musste der minderwertige Leib entsprechend in Zucht gehalten werden.

Unter allen fünfzehn franziskanischen Frauenköstern war es das Kloster Namen Jesu, das diesen Brauch der Geisselung am längsten übte.

Busswerke einzelner waren wie in der Kleinen Chronik Seite sieben erwähnt: auf einem Scheit knien, Knebel in den Mund, Scherbe um den Hals gehängt usw. Wer zu laut auftrat, musste die Schuhe ausziehen und sie, am Boden kniend, vor sich hinstellen. Dies alles geschah jeweils vor versammelter Gemeinschaft. Meist sagte die Frau Mutter ein kurzes ermahnendes Wort. Dann mussten die Fehlbaren meist mit ausgebreiteten Armen etwas beten, bis die Frau Mutter sie aufstehen und an ihren Sitzplatz im Refektorium gehen hiess.

Beim Anhalten (Bitten um Aufnahme ins Noviziat oder zur Profess) richtete die Frau Mutter vor dem Mittagessen an mehreren aufeinander folgenden Tagen einige erklärende, aufmunternde und ermahnende Worte an die Postulantin, resp. Novizin, über das Gebet und die Gottverbundenheit, das Gemeinschaftsleben und jedes der drei Gelübde. Wenn sie über die Armut gesprochen hatte, versicherte die Bittstellerin, sie begehre nichts als Mus und Brot und um Gotteswillen mit ihr Geduld zu haben. Dann ging sie mit ihrem leeren Suppennapf zuerst zur Frau Mutter, dann zur Frau Helfmutter, zur Schwester Seniorin und den vier nächältesten Schwestern. Alle schöpften der zukünftigen Mitschwester aus ihrem vollen ein paar Löffel Suppe in den Essnapf. Eine Symbolhandlung: Man wolle alles zusammen teilen, in bösen Zeiten auch die lebensnotwendige Suppe.

Das Fasten war durch Regel und Ordenssatzungen geregelt. Die kleine Fastenzeit dauerte von Martini (11. November) bis Weihnacht,

die grosse vom Aschermittwoch bis Ostern. So reichte im Winterhalbjahr die selbst oder im nahen Umkreis produzierte Nahrung besser aus. Nahrungsimport gab es nicht. Nebst dem ökonomischen hatte das Fasten natürlich auch einen spirituellen Wert: Erinnerung an das vierzig tägige Faste Jesu in der Wüste, Reinigung und Schwächung des Leibes zur Stärkung des Geistes. Darum ging auch allen hohen Festen ein Fasttag voraus.

Aus ökonomischen wie spirituellen Gründen gab es in den beiden Fastenzeiten nie Fleisch und in den übrigen Zeiten nur am Sonntag, Dienstag und Donnerstag.

Sanft eindringlicher als die körperlichen Busswerke, war die Einbeziehung des Leibes und seiner Sinne ins Gebet.

Beim Betreten des Betchores knieten sich die Schwestern nieder, verneigten sich so tief, dass sie mit den Handflächen und der Stirn den Boden berührten. Oft war dies allein ein leibhaftiges Gebet. Manchmal beteten sie dabei wie ihr Ordensgründer Franz von Assisi: «Wir beten dich an, Herr Jesus Christus, und preisen dich. Denn durch dein heiliges Kreuz hast du die Welt erlöst.»

Knien war ein Zeichen der Demut und Ehrfurcht vor Gott und vermittelte zugleich Bodenkontakt.

Stehen bedeutete Lob, Dank, für Gottes Sache einzustehen und: «Erkenne, Christ, deine Würde!» (Leo der Grosse).

Beim Breviergebet wird nach jedem Psalm das *Gloria Patri* gebetet. Dabei verneigen sich alle Schwestern leicht und richten sich wieder auf.

Mit ausgespannten Armen beten erinnert an Jesus am Kreuz, ebenso ein grosses Kreuz über sich schlagen. Hatte man sich die Finger vorher mit Weihwasser benetzt, war es zugleich Erinnerung an die Taufe und ein Bekenntnis zu Christus.

Im Händefalten mit ineinander verschränkten Fingern liegt flehentliche Bitte und ein Ringen um Ergebenheit. Liegen die Kuppen der gestreckten Finger nur leicht aufeinander, ist es eine Geste der Sammlung und Offenheit vor Gott.

Wichtig waren auch Prozessionen: vom Chor aus rings um durch die vier Kreuzgänge wieder ins Chor oder in die Muttergottes- oder die St. Annakapelle oder bei der Mattensegnung ringsum den Klausurmauern entlang. Dabei wurde eine Litanei gesungen und entweder der goldene Baum mit der kleinen schwarzen Madonna oder das grosse Reliquienkreuz vorangetragen.

Eine weitere Versinnbildlichung Gottes war das Kruzifix. Jede Schwester hatte eines in der Zelle. Dazu das Jesuskind. Als «Petit

Roi» thronte es auf dem mittelsten Platz im Chorgestühl, dem Ehrenplatz zwischen der Frau Mutter und Frau Helfmutter. An seinem Namenstag, acht Tage nach Weihnachten, wurde es vor dem Mittagessen in feierlicher Prozession von der Frau Mutter vom Chor ins Refektorium getragen und auf einen besondern Tisch gesetzt. Beim Essen wurde es zuerst bedient. Diese Speisen erhielt nachher irgendein Armer, der an der Klosterpforte um Essen bat.

Natürlich dachten die Schwestern nicht immer daran, was die Kultbilder und die Gebärden als Gebet ausdrückten. Aber als Frauen, die durch das Gelübde der ehelosen Keuschheit auf erotische Zärtlichkeiten verzichtet hatten, waren sie für leibhaftiges Beten sensibilisiert. Durch das Herumreiten auf genauester vorschriftsgemässer Ausführung dieser Gebärden besonders zwischen dem ersten und zweiten vatikanischen Konzil ging bei manchen der eigentliche, tiefere Sinn verloren. Eine berechtigte Aufmüpfigkeit gegen die immer neuen, die Nonnen unterdrückenden, das zweite Vatikanische Konzil missachtenden Vorschriften der Kurie in Rom tat im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts ein Übriges.

Im allgemeinen waren die Schwestern bemüht, dass aus dem blossen Fürwahrhalten (*believe*) Gottvertrauen und Gotteserfahrung (*faith*) werde: Da ihnen durch Bücher und Predigten immer wieder die Hölle oder zumindest das Fegefeuer heiss gemacht und Gottes strafende Gerechtigkeit vor Augen gestellt wurde, hielten sich die Nonnen desto inniger an Jesus, besonders als Kindlein und in seinem entbehrungsreichen öffentlichen Leben und dann in seinem Leiden und Sterben. Bei der Professablegung steckte der Priester der jungen Nonne einen Ring an den Finger mit den Worten: «Ich vermähle dich Jesus, dem Sohn Gottes.» 1746 schreibt Schwester Alexia Meyer in ihrer kleinen Chronik: «Mein liebster Jesus!» Dann wird Jesus in der Kleinen Chronik bis 1807 nie mehr erwähnt. Vermutlicher Grund: Der Schmidlin-Prozess in Luzern 1747 muss – besonders für Schwester Alexia – ein Trauma gewesen sein. Danach litt sie an Skrupeln und allerlei wohl psychosomatischen Unpässlichkeiten.

Dieser Jakob Schmidlin kam als Fuhrmann im Elsass und in Süddeutschland mit Pietisten in Kontakt, bekehrte sich zu einem Jesus verbundenen Leben und ermunterte auch andere, zu Hause in der Familie und mit Nachbarn zusammen zu beten und die Bibel zu lesen. Das war Pfarrherren, Regierung und wohl vor allem dem päpstlichen Legaten nicht geheuer. In einem Schauprozess wurde Schmidlin verurteilt und hierauf erwürgt, samt seiner Bibel verbrannt und die Asche in den Fluss gestreut. Die 70 Mitangeklagten wurden auf ewig

aus dem Gebiet der Eidgenossenschaft verbannt. Am 14. Juni 1747 verbot die Luzerner Regierung allen Laien, eine Bibel zu erwerben oder zu besitzen. Alle Bibeln mussten innert 14 Tagen abgeliefert werden. Zuwiderhandelnden drohten strengste Strafen.

Wie der Schmidlinprozess und das luzernische Bibelverbot zeigen, war der Kirche offenbar eine Imitatio Christi, eine innige Nachfolge Jesu als Mensch, nicht mehr sehr erwünscht. Im 18. Jahrhundert, Zeit der Aufklärung, bezweifelten Freigeister offen die Gottheit Christi. Darum betonte sie die Kirche umso mehr. Auf Grund von Privatoffenbarungen einer Nonne im Kloster der Visitation in Paray-le-Monial (Burgund) akzeptierte, ja förderte die Kirche die Herz-Jesu Verehrung. Jesus wurde so verehrt und geliebt, aber nicht mehr direkt in seinem menschlichen Leben, sondern abstrahiert als Herz des Gottessohnes. Durch das benachbarte Kloster Visitation wurden die Namen-Jesu-Schwester auf diese neue Andacht aufmerksam. Im 19. Jahrhundert wurde der erste Freitag im Monat als Herz-Jesu-Freitag eingeführt. Als kleiner Ersatz für die Mette, die nun am Abend statt um Mitternacht gebetet wurde, hielten die Schwestern abwechselnd Anbetung vor der Monstranz in der Nacht vom Donnerstag auf den Herz-Jesu-Freitag. Der Juni wurde zum Herz-Jesu-Monat, wie der Mai zum Marienmonat.

Etwas weniger abstrakt war die besonders im 19. Jahrhundert gepflegte Andacht zum heiligen Antlitz Jesu. Nach einer Legende reichte eine Frau, Veronika, dem zum Tod verurteilten Jesus ein Tuch, damit er sich sein Gesicht abwischen konnte. Das Abbild seines blutigen Antlitzes blieb am Tuch haften. Im 19. Jahrhundert hatte fast jede Namen-Jesu-Schwester ein solches Bild (als Kupferstich) in der Zelle und bis nach Mitte des 20. Jahrhunderts trug immer eine Schwester den Namen Veronika.

Diese und die Herz-Jesu-Andacht schwächten den Bezug zu Jesus als Mensch in seinem Erdenleben, wie es in den Evangelien beschrieben ist. Das machte es den Nonnen schwerer, dass ihr Glaube nicht nur ein kirchentreues Fürwahrhalten blieb, sondern zu einer persönlichen, vertrauenden Gottesbeziehung wurde. Die folgenden drei Texte aus der kleinen und grossen Klosterchronik zeigen diesen Wandlungsprozess:

In diesem Jahr 1790 habe ich endlich den 26 augst gantz allein die hl Exercitia angefangen und mit der gnad gottes vollendet: so hat alles ein End, alle beschwerden so ich die 3 vergangenen Jahr gehabt ... und ich befinde mich aller sorgen und grosser verantwortung gantz enthebt ... wer ware es, der mir in den grösten Engsten

beschwärenussen betrangnussen verlassenheiten Rath und Hilff so vätterlich geleistet, ach nit ein möntsch, sunder du allein o gott warest mein starcke Hilf und mein einziger trost, da mir scheinete alles verloren zuo sein ohne einige Hilf, reichtest du mir dein Vatterhand, und die Hilf munteret schon wider auf mein versunckenes Hertz ... (vgl. Kleine Chronik S. 209f.)

Rund 60 Jahre später berichtete die Chronistin über eine glücklich überstandene Bedrohung:

Ao. 1849 ist vom kleinen Rath beschlossen worden, dass unser Kloster zu einer Irrenanstalt soll genommen werden, und dass wir auf künftigen Merz ausziehen müssten.

Wir nahmen wie wohl zu denken ist aus allen Kräften unsere Zuflucht zum lieben Gott. Alle Schwestern sagten, sie wollten gerne in Zukunft zufrieden sein, wenn sie schon nichts anderes hätten als Kartoffeln, wenn sie nur nicht aus dem Kloster müssten. Die gegenwärtigen und zukünftigen Schwestern sollen daran denken. Als diese wichtige Angelegenheit vor den grossen Rath gekommen ist, hat ... dann der weit grössere Theil den Beschluss vom kleinen Rath verworfen. ... Unser Knecht ist dem Beschluss auf dem Rathhaus beige- wohnt, und kam eilens uns diese grosse Freude zu verkünden, es war Mittags um 12 Uhr. Wir sind alle auf die Emporkirche gegangen, und haben mit der Orgel das Te Deum Laudamus und das Salve Regina gesungen und dem I. Gott aus allen Kräften gedanket, dass er unser Gebet erhöret hat. Nachher hat die Regierung die Rosegg zu einer Irrenanstalt gekauft. Laudate Dominum omnes Gentes (vgl. Grosse Chronik S. 149)

Zu Beginn des 20. Jh. tönt der Bericht über die Rettung aus einer bedrohlichen Lage so:

Im Monat Mai des Jahres 1904 fand die Neuwahl des Kantonsrates statt. Da bangten wir sehr für den Fortbestand unseres Klosters. Um den Schutz des Hochheiligen Herzens Jesu auf dasselbe herabzuziehen, wurden die an Sonn- und Feiertagen eingeführten Anbetungsstunden auch auf den I. Freitag eines jeden Monats ausgedehnt. Und wirklich hat der liebe Gott unser Heiligtum beschützt und die Wahlen günstiger ausfallen lassen, als man vermutete. (vgl. Grosse Chronik S. 166)

Die Klosterschule aber schiffte friedlich weiter unter den freundlichen Strahlen des heiligsten Namens Jesu durch die tückischen Wellen einer klosterfeindlichen Zeit und erfreute sich auch ferner seines ganz sichtbaren Schutzes. (vgl. Grosse Chronik S. 164)

Einzelne Schwestern aus bäuerlichen Verhältnissen bewahrten sich ihren einfachen (als Gegensatz zu einem zwiespältigen) gläubigen Bezug zu Gott, zu Jesus und seiner Mutter, unangefochten von Aufklärung, Darwin, technischem und naturwissenschaftlichem Fortschrittsglauben, die die Bibel – genauer gesagt, deren kirchliche Auslegung – grundsätzlich in Frage stellten. Die katholische Kirche suchte die Lösung der Probleme in der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes, und viele Katholiken bis etwa Mitte des 20. Jahrhunderts hielten an ihrer starken Bindung an Papst und Kirche fest. Ihnen war es untersagt sich mit all den neuzeitlichen, drängenden Fragen auseinander zu setzen.

Die grossen politischen und sozialen Umbrüche nach den beiden Weltkriegen, die Emanzipation der Frauen, viele neue naturwissenschaftliche, philosophische, theologische, historisch-archäologische Einsichten stellten und stellen Organisationsform und Lehren der christlichen Kirchen in Frage. Es gab keine Reformation wie im 16. Jahrhundert, aber einen stillen Massenauszug der Gläubigen aus den Kirchen. Die meisten Nonnen, die vor oder bald nach dem 2. Weltkrieg ins Kloster eingetreten waren, nahmen diesen Umbruch mehr stimmungsmässig als in persönlicher geistiger Auseinandersetzung auf. So konnte kein wesentlicher spiritueller Wandel geschehen. Die Überalterung der Klöster kommt nicht nur daher, dass den jungen Frauen heute viel mehr Möglichkeiten offen stehen, das Leben für sie bequemer ist und sie sich nicht mehr auf Lebenszeit binden wollen: Die letzte Ursache scheint mir im Spirituellen zu liegen.